

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 2 (1898-1899)  
**Heft:** 8

**Artikel:** Der Fortschritt [Fortsetzung folgt]  
**Autor:** Châtelain / E.B.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-664429>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 27.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Der Fortschritt

von

Dr. Châtelain.

Nachdruck verboten.

Autorisierte Uebersetzung von E. B.

— Gut, gut, murmelte er, ihr den Rücken kehrend, soweit sind wir noch nicht; ich habe Zeit, darüber nachzudenken.

— Er entfernte sich einige Schritte, dann besann er sich:

— Rosalie . . .

— Herr Gerichtsrat . . .

— Sprechen Sie in allem Ernst?

— Ob ich im Ernst spreche?

— Ja, nach gutem Wissen und Gewissen; haben Sie mir nicht eine Schlinge stellen wollen?

— Eine Schlinge . . . ich?

— Ja, um mich zu prüfen.

— Oh! gewiß nicht; Rosalie hat noch nie jemanden angeführt.

— Dann empfehle ich mich.

— Auf Wiedersehen, Herr Gerichtsrat!

Die Hände auf dem Rücken, ging dieser laut brummend davon.

Es möchte den Leser vielleicht in Erstaunen setzen, daß Herr Lancien mit Rosalie seine intimsten Angelegenheiten bespricht und daß diese ihm in einem so offenen Tone antwortet. Diese Vertraulichkeit erklärt sich jedoch auf ganz natürliche Weise. Rosalie war Marthe's Wärterin gewesen und hatte beim Tode von Frau Lancien die 10-jährige Waise unter ihre besondere Obhut genommen. Damals bewohnte der Gerichtsrat in einer engen Gasse der Stadt ein altes, dunkles Haus, wohin niemals ein Sonnenstrahl dringen konnte. Die Sonne aber, obwohl vielleicht ein unnötiger Luxus für die über ihre staubigen Akten gebückten Gerichtsräte, ist für kleine Mädchen eine Lebensfrage. Ueberdies verstand der gute Mann außer seinen Rechtskniffen nur die Pflege der Blumen und das Beschneiden der Spaliere. Im Notfall wäre er vielleicht im Stande

gewesen, einen Kanarienvogel aufzuziehen, aber ein Kind . . . das ist wieder etwas anderes. Der um acht Jahre ältere Bruder von Marthe nutzte schon seine Ellbogen auf den schwarzen Tischen des Lateingymnasiums ab; mit ihm konnte der Vater am Ende noch fertig werden, aber was tun mit der Kleinen?

— Geben Sie das Kind mir, sagte Rosalie; sie wird Blumen, gute Luft und des lieben Gottes schöne Sonne haben und wenn ich sie nicht gut pflege, kann ich keinen Kohlkopf mehr von einer Rübe unterscheiden, bei meiner Treu!

Rosalie war Jahrgängerin von Herrn Lancien; als Kinder hatten sie zusammen gespielt, gemeinsam die Dorfschule in Chandon besucht, Spazennester ausgenommen und vagabundirt. Der Gerichtsrat kannte ihren guten Sinn, ihre Liebe zu Marthe und ihre, über allen Zweifel erhabene Treue, und so vertraute er ihr das Mägdlein an, das unter ihrer Obhut und Pflege das hübsche und gute Mädchen geworden ist, das wir bereits kennen; eine frische Feldblume mit ihrem heiteren, harmlosen Gemüt, ihrem einfachen Sinn und ihrem fröhlichen Lachen.

Chandon liegt nur eine kleine Meile von der Stadt entfernt. Jeden Sonntag, in den langen Tagen selbst hie und da in der Woche, am Abend, nach vollendetem Tagewerk nahm der Richter seinen Stock zur Hand und kam leichten Ganges den schattigen, durch Hecken von Haselstauden und Weißdorn begrenzten, den Fluß entlang führenden Weg herauf. Was gab es da für Freudenrufe, welch' fröhliches Geplauder! Kleine Mädchen wissen soviel zu erzählen! Er besichtigte dann seine Birnbäume, zog eine Baumscheere aus seiner Tasche und während er mit dem einem Auge die Kleine beobachtete, wie sie ihr Fräulein Puppe im Wägelchen herumführte, leitete er mit dem andern die Bewegungen seines Instrumentes.

Herr Lancien hatte sich nie dazu entschließen können, das Haus seiner Vorfahren zu verkaufen oder zu vermieten, nie war dasselbe von einem Fremden bewohnt worden.

Als die kleine Marthe zwölf Jahre alt war, genügte die Dorfschule nicht mehr, sie wurde in ein Institut der Stadt geschickt, aus welchem sie mit achtzehn Jahren glücklich zurückkehrte in ihr Dorf zu ihrer alten Rosalie, welche sie seit ihrer Kindheit „Großmutter“ nannte. Letztere, sehr stolz auf ihren Pflegling, sagte jetzt „unser Fräulein“. Unter sich blieb es jedoch beim „Du“.

Rosalie's Heim ist ein bescheidenes aber freundliches und sehr sonniges Häuschen, mit großem, braunem, rings herum überhängendem Dach

und wird auf der hintern Seite durch einen riesigen, zwei bis dreihundert-jährigen Nußbaum gegen den Nordwind geschützt.

Alles in dem Häuschen, Boden, Wände, Möbel ist von ausgefuchter Sauberkeit; weiß und blaue Baumwollvorhänge bekleiden die Fenster, welche nach außen mit immerfort blühenden Blumenstöcken, Fuchsia, Geranium und Nelken, geschmückt sind.

Am Abend des Tages, an welchem Herr Lancien außer sich über die Verrätereï Rosalies, wie er es nennt, ihr ohne Weiteres den Rücken gekehrt hatte, sitzt diese in ihrer kleinen Küche an dem weißtannenen Tisch, an welchem sie ihre Mahlzeiten einzunehmen pflegt. In den blanken Kupferpfannen spiegelt sich der helle Widerschein des Feuers, das auf dem altmodischen Herde knistert. An rußbedecktem Hacken hängt der große Kessel. Eine Grille singt zwischen den Steinen. Draußen in den Zweigen des Nußbaumes hört man bei hereinbrechender Nacht ernst, sanft den Aprilwind säufeln.

Die Arbeit will nicht recht vorwärts gehen, denn die Gedanken der Arbeiterin sind nicht dabei. Oft hält sie inne, läßt ihre Hände im Schoße ruhen und unterhält sich laut: — ein von vielen Menschen nicht gekanntes, von der Jugend belachtes, aber im Alter zunehmendes Vergnügen. — Es mußte so kommen; ich sah es voraus. Diese Kinder sind wie geschaffen für einander . . . . der Richter ist unvernünftig . . . . Uebrigens ist er selbst schuld. Wenn man das Hühnerhaus nicht gut schließt, dringt der Hühnermarder hinein, genügt ihm doch das kleinste Loch, um sich ohne Lärm hinein zu schleichen; er macht sich ganz dünn, der Spizbube.

In diesem Augenblick läßt sich draußen ein leichter Tritt vernehmen, die äußere Türklinke knirscht und herein tritt Marthe.

Guten Abend, Großmutter.

— Du bist's, Kleine, guten Abend, liebes Kind.

Nach guter, alter Gewohnheit geht das junge Mädchen zu jeder Tageszeit bei Rosalie ein und aus, wie zu Hause. Selten vergeht ein Tag, ohne daß sie den Bach überschreitet; einmal hat sie einen Auftrag für die Stadt, wohin die Alte wöchentlich drei Mal ihre Gemüse zu verkaufen geht; ein ander Mal hat sie ihr eine Zeitung zu bringen, oder einen Strumpf zum Fertigmachen, denn Rosalie versteht dies aus dem Fundament, wie alle alten Frauen, während Marthe in der Pension mehr mit der Feder, als mit Stricknadeln hantierte. Abends setzt sich das Mädchen neben den Herd auf einen ländlichen Fußschemel, seit den Kindertagen schon ihr Lieblingsplätzchen, und hier plaudert sie, wie ein

kleines Vögelchen, während das launenhafte Herdfeuer sie beleuchtet und ihre Silhouette auf die Wand wirft.

Heute jedoch schaut sie traurig, mit gerunzelter Stirne, das Kinn in die Hand gestützt, schweigsam zu, wie der Rauch unter dem schwarzen Kamin verschwindet.

— Du sagst nichts, Kleine, fragt Rosalie.

— Ich habe einen Kummer.

— Ich weiß es, dein Vater war da.

— Mein Vater war da? Habe ich's doch gedacht . . . was sagt er?

— Nun, nun, du weißt er hat so seine Ideen. Wir sind nicht mehr jung. In unserm Alter bleibt das Herz gut, aber die Laune nicht immer; unsere Laune ist wie die Haut der Früchte; beim Eintrocknen wird sie hart, und es braucht mehr Holz, um sie weich zu kochen.

Gewöhnlich lacht Marthe herzlich über die Redeweise und die originellen Vergleiche ihrer Wärterin; heute aber bleibt das Lachen, das sie versuchte, ihr in der Kehle stecken.

Komm Mädchen, fasse Mut. Ich habe die Liebe nie gekannt, ich habe mich immer gefragt, ob sie das viele Leid, das sie bereitet, wohl wert sei . . . Erzähle mir ein wenig. Dein Vater hat mir nur von seiner Ansicht gesprochen, die deinige interessiert mich weit mehr.

Marthe will zuerst nicht recht heraus mit der Sprache. Verwirrt, fröstelnd, mit starren Augen, scheint sie die Steine des Herdes zu zählen.

Indessen hat Rosalie sich ihr genähert und sich ganz nahe zu ihr hingesezt. Mit fragen, reden und lieblosen bringt sie es schließlich dazu, das zu erfahren, was sie längst schon erraten hatte.

Seit einiger Zeit waren Charles' Besuche bei seinem Vater immer häufiger geworden. So klassisch die Musik, die er mitbrachte, anfänglich gewesen war, verwandelte sie sich bald genug in Romanzen, ohne Worte oft, das ist wahr, aber nichts desto weniger gefährlich. Meistens sind die Texte doch sehr fad und jeder weiß, daß es die Melodie ist, die das Lied ausmacht. Man glaubt nicht, wie vielen Gefühlen man durch eine Viertel-Pause, einen Orgelpunkt oder ein gedehntes „Finale“ Ausdruck geben kann. Außerdem brachte der junge Mann oft Blumen mit und — Welch ein merkwürdiger Zufall, — immer die Lieblingsblumen der Cousine. Zudem war er so gut, mit seinem freimütigen Lächeln, seinem offenen Blick, so rücksichtsvoll gegen den alten Richter, dessen Klagen über den Fortschritt er anhörte ohne eine Miene zu verziehen. Ist es denn unrecht, einem ehrlichen Manne seine Liebe zu schenken? Sollte diese Liebe Uneinigkeit bringen in das friedliche Haus, und Marthe wählen

müssen zwischen ihm und ihrem Vater, ihrem alten Vater, der ja auch so gut gegen sie war, und trotz seiner oft ein wenig unsanften Art, sie so zärtlich liebte? Gewiß, es ist entsetzlich!

Leise rollen nun die Tränen über die blassen Wangen des Mädchens!

Betrübe dich nicht so sehr, Kleine, begann Rosalie wieder. Dein Vater ist gut, du sagtest es selbst, denke doch an den Schlag, der ihn trifft. Was sollte aus ihm werden ohne dich? Ehre seinen Willen, und laß die Zeit einwirken.

— Er hat gesagt: niemals!

— Bei den Männern ist das erste Wort nicht immer das beste. Wenn man einen Pflaumenbaum schüttelt, fallen die wurmstichigen Früchte zuerst, die guten kommen nach . . . . . du wirst nun stark sein, nicht wahr?

— Ich werde es versuchen.

— Dann geh' jetzt, es wird spät; Gott leite dich.

Sie begleitete Marthe bis an die äußere Türe, schloß diese wieder und drehte den Schlüssel zweimal um. In die Küche zurückgekehrt, stützt sie ihre beiden Fäuste auf die mageren Hüften, und versucht mit herausfordernder Miene ihren armen, gewölbten Rücken wieder aufzurichten!

— Ah! Sie wollen mein Kind betrüben, das wollen wir doch sehen; da bin ich auch noch da . . . . . Diese Männer, welche Erfindung! Sie haben es mit mir zu tun Herr Gerichtsrat . . . . . Rosalie, die Starrköpfige, sagte unser Lehrer . . . . .

Am folgenden Morgen erwachte Herr Jacques-Louis sehr schlecht gelaunt. Unzufrieden mit sich selbst und noch mehr mit den Andern, entschlossen, nicht nachzugeben, unangenehme Auseinandersetzungen befürchtend, sieht er mit Grauen der Frühstücksstunde und einem peinlichen Zusammensein unter vier Augen mit Marthe entgegen. Diese hat den Abend bei Rosalie verbracht und sicherlich hat ihr die Alte den Kopf verdreht. — Oh diese Frauen, sagte er, sie sind alle gleich; sie träumen nur von der Heirat, zuerst für sich selbst und dann für die andern, und ihr höchstes Glück besteht darin, eine solche nach eigener Wahl zu Stande zu bringen. Sie bereiten den Boden, säen, begießen, und klatschen die in Hände, wenn die Pflanze zu wachsen beginnt, ganz wie Rosalie mit ihren Kohlköpfen.

Hin und wieder ist die Frucht bitter, was tut's, je mehr, je lieber, geheiratet muß sein um jeden Preis . . . . Man sollte, meiner Treu, glauben, diese Rasenden hätten ihren Anteil an den Einkünften des Civilstandsantes . . .

Nach dieser schönen, langen Rede entschließt sich der gute Mann,

doch ins Wohnzimmer hinunter zu gehen. Welch' Glück! Marthe, freundlich lächelnd wie immer, eicht ihm ihre weiße Stirne zum Kuß. Von Gewitter keine Spur; heller Sonnenschein durchdringt das Zimmer, und in seinem, von Grünem umgebenen Käfig singt der alte Distelfink seine schönsten Triller. Die peinlichen Vorfälle des Abends sind vergessen, der Himmel ist blau, der heitere Gesichtsausdruck des jungen Mädchens deutet auf eine ruhige Stimmung. Haben sie denn beide einen bösen Traum geträumt?

Eine Woche ist verflossen und wenn auch äußerlich Frieden im Hause von Herr Lancien waltet, so kann doch die frühere Heiterkeit darin nicht wieder so recht aufkommen. Marthe singt nicht mehr. Sie ist wie immer liebevoll gegen ihren Vater und erfüllt mit Aufmerksamkeit alle seine kleinen Launen eines Gewohnheitsmenschen, aber das freie sich Hingeben ist verschwunden, das süße gegenseitige Vertrauen, das den Reiz eines Lebens zu zweien bildet, ist entflohen und gestern noch hat er sie mit geröteten Augen überrascht, als er unversehens ins Zimmer trat. Ihre Wangen werden blaß und ihr Blick hat sich getrübt.

Das Klavier bleibt stumm, und die Abende sind lang, wenn sich der Gedanke an einen peinlichen Gegenstand, wie ein schwarzes Gespenst die frühere heitere Unterhaltung trübend, zwischen zwei Menschen drängt. Man sucht etwas zu sagen, das die Gedanken ablenken könnte und dieses Etwas will einem nicht einfallen; die Blicke weichen sich aus, das Unbehagen nimmt zu . . . es gibt kein schlimmeres.

Die Frauen haben in solchen Fällen ein wertvolles Hülfsmittel, ihre Arbeit. Ein wahrer Rettungsanker! Sie können ganz vertieft scheinen, brauchen nicht zu sprechen und können dadurch eine äußerlich ruhige Haltung bewahren. Mehr zu bedauern ist der Mann; nichts bringt seine Gedanken auf andere Wege, nichts zerstreut ihn; er weiß nichts zu erfinden, um ein lächerliches Schweigen zu unterbrechen oder eine Unbefangenheit zu heucheln, von der er weit entfernt ist. Hat er eine alltägliche Aeußerung über die Temperatur gewagt; ist er zwei bis dreimal aufgestanden, um an dem Barometer zu klopfen, oder die Uhr richtig zu stellen, dessen sie absolut nicht bedarf; hat er, ganz gegen seine Gewohnheit, einige freundliche Worte an die Katze gerichtet, die längst schon studirte Zeitung nochmals durchgegangen, gehustet, einige Male die Beine gekreuzt und wieder ausgestreckt, so ist der Unglückliche am Ende seines Lateins, im Trocknen mit all seinen Hülfquellen; der Vorrat an Kunstkniffen ist erschöpft.

So weiß Herr Lancien nicht mehr, was mit seiner Person anfangen, wenn er den ganzen Abend Marthe gegenüber sitzt, welche unermülich und

ohne einmal aufzuschauen, die Nadel fährt. Sein Lieblingssthem, ein unerschöpflicher Conversationschatz, die Jeremiaden über die jetzigen Zeiten, erscheint ihm, als zu gefährlicher Boden untersagt. Er fragt sich mit leerem Kopf, und trotz alledem schwerem Herzen, ob es nun wohl immer so bleiben werde.

Eines Tages endlich hält er es nicht mehr aus; er nimmt das Herz in beide Hände, rückt den Stuhl, räuspert sich, um zu Stimme zu kommen und sagt: Du musizirst gar nicht mehr, mein Kind?.

— Nein, Vater, antwortete Marthe, ohne von der Arbeit aufzusehen.

— Warum denn, ist dein Klavier verstimmt?

— Oh nein, ich glaube wenigstens nicht.

— Aber?

— Aber . . . . . ich . . . . . habe meine Musik nicht erneuert . . . . . man müßte deswegen zur Stadt gehen.

— Ach sieh, daran dachte ich gar nicht . . . . . Charles brachte sie dir ja sonst . . . . . warum kommt er eigentlich nicht mehr?

Diesmal erhebt das junge Mädchen die Augen und schaut den Vater flehend an.

Er aber, ihr Erschrecken nicht achtend, fährt ohne Mitleiden fort:

— Was wird aus dem Jungen? Er ist nicht abwesend, ich sah ihn gestern noch vorbeigehen . . . . . Ich habe ihn ja doch nicht von hier verjagt.

— Oh Vater!

— Warum sollte er nicht wie früher kommen, und von Zeit zu Zeit einen Teil des Abends mit uns verbringen? Vergessen wir jene unsinnige Anfrage, die ich ins Soll und Haben eintrage und nehmen wir unser früheres Leben wieder auf. Ich habe ihn immer als Sohn behandelt, ihr seid Bruder und Schwester . . . . . sag einmal, willst du, daß er wieder komme? Wie? —

— Danke, es ist Alles aus zwischen uns.

— Aus! sagst du? Wie so das? Die Liebe, ja, da stimme ich vollkommen bei, und ich bin entzückt darüber, aber die Freundschaft, das ist etwas anderes.

— Das bleibt sich gleich. Charles hat um meine Hand angehalten, du hast geantwortet: niemals! Ich weiß zu gut was ich dir schulde, um mich deinen Wünschen nicht zu fügen und ich bemühe mich, es ohne Bitterkeit zu thun; nach dem Vorgefallenen aber ist Charles' Gegenwart hier unmöglich; ich werde ihn niemals wieder sehen.

Sie sagte dies ohne Umschweife, und hätte ein leichtes Zittern ihrer

Stimme es nicht verraten, so hätte niemand vermuten können, daß das arme Kind in dem Buche des Schicksals mit eigener Hand das Blatt des Frühlings wende, den man kein zweites Mal erlebt.

— Ist das dein letztes Wort? fragte der Richter.

-- Es ist mein letztes Wort; sprechen wir nicht mehr davon, ich bitte dich, es ist mir zu peinlich.

Sie begann wieder zu nähen, und er ging zum vierten Mal an diesem Abend, um an dem Barometer zu klopfen.

Klopfe an demjenigen der Vernunft, guter Mann, es sinkt heute beträchtlich. Ah! Du findest, daß Rosalie altert . . . . .

Seit jenem Tage, an welchem dieser Schlingel von Charles ihm seine Liebe für Marthe gestand, hat der Richter die alte Wärterin nicht wieder gesehen. Er trägt ihr ihre Offenheit nach; er fühlt sich als der Beleidigte und glaubt sie empfindlich zu strafen, indem er sich nicht zu den täglichen Plaudereien einfindet. Ueberdies, es muß gesagt sein, fürchtet er sich davor. Sie hat so eine Art, diese Alte, einem die Sachen zu sagen . . . . . sie konnte wieder von der Geschichte anfangen. Uebrigens befolgt Marthe aller Wahrscheinlichkeit nach, ihren Rat, den Rat zum Gehorsam, ohne Zweifel, da sie sich fügt, aber diese Hartnäckigkeit, mit welcher sie sich sträubt, Charles wiederzusehen, scheint dennoch auf ein Gähren der Empörung im tiefsten Innern zu deuten. Wäre sie wohl allein auf diesen Gedanken gekommen? Sie macht der Alten täglich einen Besuch . . . . . Die Lage der Dinge muß aufgeklärt werden.

Entschlossenen Schrittes schlägt Herr Lancien die Richtung zum Bache ein. Rosalie, den Rücken gegen das steilabfallende Ufer des Baches gekehrt, ist eben damit beschäftigt, ein Rübenviereck zu jäten. Auf dem Boden knieend, ganz in ihre Arbeit vertieft, hört sie Herrn Lancien nicht kommen. Er hustet, bewegt geräuschvoll mit dem Ende seines Stockes die Kieselsteine des Weges, alles ohne Erfolg, die fleißige Gärtnerin hebt den Kopf nicht. Endlich ruft er ungeduldig:

— He! Rosalie!

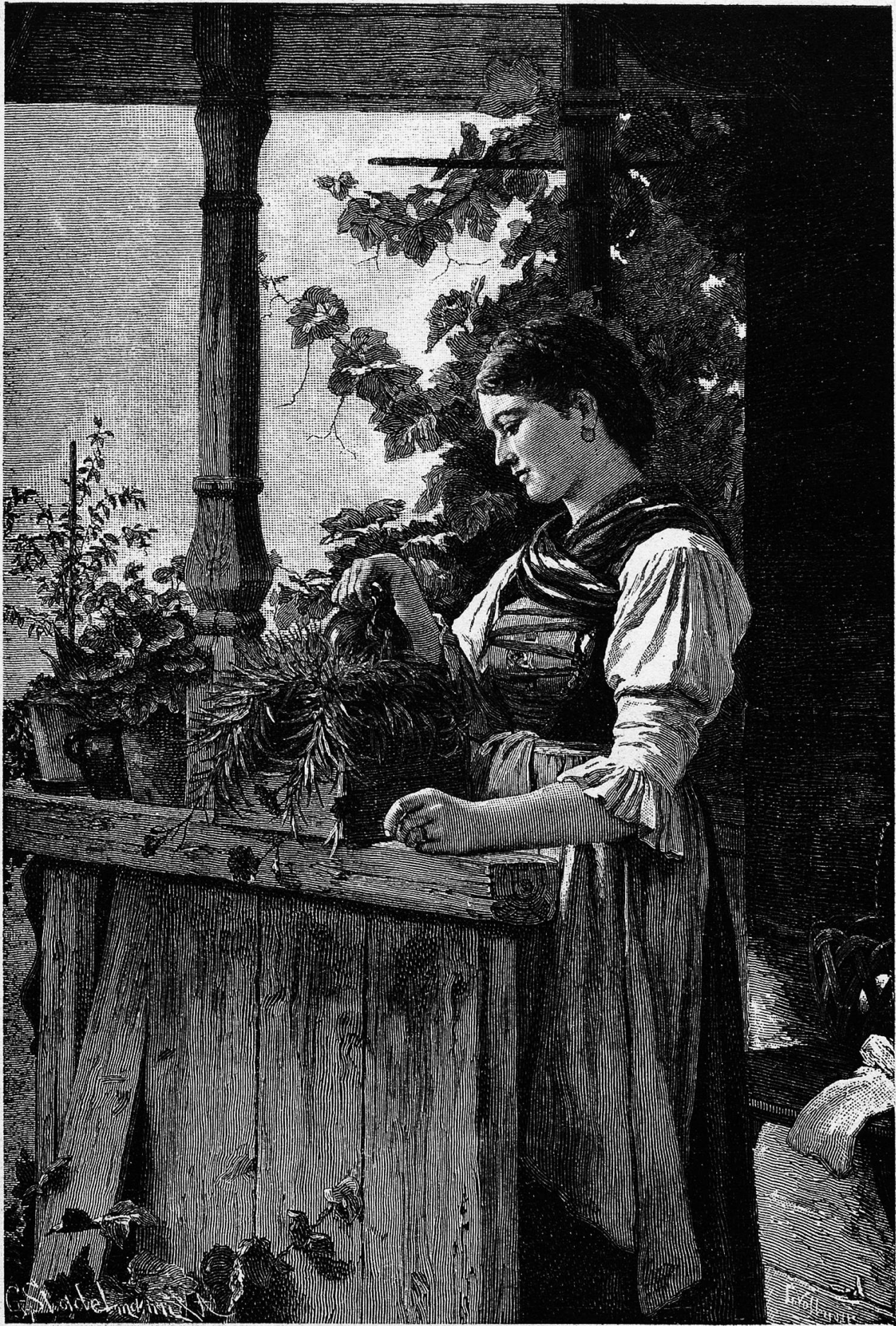
— Herr Gerichtsrat? antwortete sie, ohne umzuschauen, und fortfahrend das Unkraut auszuziehen, das die jungen Pflänzlein erstickt.

— Haben Sie wieder über unsere Angelegenheit nachgedacht?

— Ob ich darüber nachgedacht habe! Sie vielleicht nicht?

— Nun Rosalie, seien Sie doch ein wenig liebenswürdig. Es steht nicht richtig bei mir zu Hause. Marthe ist traurig; vorgestern hat sie geweint, noch nie habe ich sie so gesehen.

— Sie hat wahrlich Grund genug dazu! Entschuldigen Sie, Herr Gerichtsrat, ich habe Milch auf dem Feuer.



Am frühen Morgen. Von G. Vossmer.

Rosalie erhob sich und verschwand, den Fragenden in höchstem Erstaunen über solch ungewohnte Impertinenz zurücklassend. Auch sie hat er noch nie so gesehen. Seit langer Zeit kennt er ihre Eigentümlichkeiten und ihre offene Art zu reden, aber heute, dieser Ton, an „seine eigene Person“ gerichtet, das übersteigt denn doch alle Grenzen, wie er in den Gerichtsakten so oft geschrieben hat.

Er bleibt betroffen stehen, mit offenem Munde vor sich hinstarrend, ohne etwas zu sehen. Während dreißig Jahren hat er über Menschen und Dinge gerichtet, feierliche Urteile ausgesprochen, selbst übereifrigen Advokaten den Mund gestopft, und nun behandelt ihn eine alte, sonst vernünftig urteilende Frau so! Das ist doch zu arg.

An der Stelle, wo ihn die Bestürzung gleichsam angenagelt hat, wächst über dem Wege ein Melissenstrauch. Ein Grasmückenpaar, mit schwarzen Köpfchen, baut darin sein Nest und befindet sich gerade in eifrigster Tätigkeit. Herr Lancien entdeckt die Vögelchen und weicht unwillkürlich einen Schritt zurück, um sie besser beobachten zu können, glücklich über diese Ablenkung seiner bösen Laune.

Raum zwei Meter von der Erde entfernt, sieht er das reizende, runde, kleine Nestchen, so leicht und doch so solid aus Haaren, Wurzeln und trockenen Gräsern gebaut.

Während ihrer Arbeit plaudern die Vögelchen gar lustig zusammen, bald leise und geheimnisvoll, bald fröhlich und heiter. Vergnügter Flügelschlag begleitet ihr Zwitschern. Von Zeit zu Zeit verkündigt das Männchen auf einem benachbarten Apfelbaum durch ein Liedlein sein Glück.

Wer nur hat die Nachtigall die Königin der Sänger genannt? Sie hat sehr schöne Töne, das ist freilich wahr, aber sie hat wenig Abwechslung in ihrem Gesang. Ihre glänzenden Triller bricht sie fast immer schroff ab; sie singt nicht, sie präludirt. Die Begeisterung fehlt ihr. Die Gedanken aber entspringen der Seele, wie ein Meister gesagt hat.

Die Grasmücke dagegen besitzt schöpferischen Hauch, ihre Stimme gibt die Seele wieder, mächtig und doch sanft, klangvoll und doch weich; sie spricht, wie die Poeten singen.

Doch kommen wir zum Melissenstrauch zurück. Unter freudigem Gezwitsher polstert das Weibchen das fast vollendete Nestchen noch ganz aus; zu einer kleinen Kugel geballt, sein Köpfchen erhebend, dreht es sich um sich selbst, um es noch recht und schön auszurunden, hier mit dem Schnäbelchen ein widerspenstiges Federchen zurecht steckend, dort noch ein Hälmchen oder etwas Moos hinzufügend. Oh, das reizende Nestchen,

wie behaglich das Vögelchen sich's gemacht hat! Süßer Frühling, glückliche Tierchen . . .

Lange hatte Herr Lancien unbeweglich der niedlichen Arbeiterin zugeschaut und als die beiden Vögelchen in die blühenden Apfelbäume davongeflogen waren, entfernte er sich mit gesenktem Haupte. —

Charles Aguet ist in Verzweiflung. Seit dem Tage, da sein Pate ihn so kurz abgewiesen hat, erscheint ihm die Welt leer; er sieht alles grau und trübe vor sich. Sein Traum, sein schöner Traum ist zerronnen, und wie die Flügel einer toten Schwalbe beschmutzt im Straßentaube liegen, so liegen die Ueberreste des verlorenen Glückes in der Finsternis seiner verzweifelnden Seele.

Er hätschelte ihn schon so lange, diesen Traum, ein süßes Leben zu zweien in ihrem lieben Dorfe, abseits von allen lästigen Unruhen der Stadt; ein ganzes Leben, um sich zu lieben und es sich zu sagen. Und nun sollte er auf all dies verzichten, der Platz am Herde, den sie eingenommen hatte, soll leer bleiben, leer sein Herz, leer sein Haus? Was soll nun aus ihm werden, so ganz allein in diesen weiten Räumen?

Wem sollte in Zukunft sein erster Gedanke des Morgens, sein letzter des Abends gelten? Würde er bleiben können in Chandon, ihr so nahe und doch ihr Leben so fernstehend, sie vorbeigehen sehen, hören vielleicht . . . Nein, unmöglich; eher fliehen, fort von hier, Ruhe und Vergessenheit suchen.

An die unwirsche Art seines Paten gewöhnt, hatte ihn der schlechte Empfang, der ihm mit seiner Anfrage geworden war, anfänglich nicht allzu sehr erschreckt. — Es ist die erste Regung dachte er, ich mußte mich darauf gefaßt machen, die zweite wird besser sein, er wird sich besinnen. Ich verlange ja nichts Unsinniges von ihm; sein Leben wird wenig verändert sein, wir gehen nicht ans Ende der Welt, sie braucht nur die Straße zu überschreiten . . . Wir werden ihm Musik machen, so viel er nur wünschen kann, anstatt ein Kind, wird er deren zwei haben . . .

Getröstet durch diese vernünftige Darlegung der Dinge, wartete er, aber vergebens. Die Unruhe bemächtigte sich seiner, und plötzlich fiel ihm ein Gedanke, schwerer als alles andere, aufs Herz . . . . . Vielleicht ist sie es, die „nein“ sagt? Unsinniger, mit welchem Rechte zähltest du auf ihre Liebe? Konnte sie ahnen, daß du sie eines Tages darum bitten werdest? Du bist ihr Bruder, an ihn richteten sich ihre freundlichen Worte, womit sie dich willkommen hieß, der ehrliche Druck ihrer kleinen Hand . . . . doch nein, sie hat mich erraten, alles sagt mir's, ich fühle, daß sie „ja“ sagen würde; ihr Vater ist's, der nicht will, sagte er doch: niemals! . . . Oh, mein Pate, du bist sehr hartherzig!

Die Unruhe und Angst des Unglücklichen wird grenzenlos, es hält ihn nirgends mehr, er irrt umher, wie eine gequälte Seele; aus Furcht, man könnte ihm die Sorgen auf der Stirne lesen, wagt er nur noch bei Nacht das Haus zu verlassen, auch könnte er ja sonst Marthe begegnen und bei diesem Gedanken überläuft es ihn kalt. Oft gelüstet es ihn zu Rosalie zu gehen, — ein unausführbarer, gleich wieder verworfener Plan! — Würde er nicht dort gerade die größte Gefahr laufen, das junge Mädchen anzutreffen, und zudem würde ihn die Rührung übernehmen, wenn er von der Sache spräche, und ein Mann, denkt er, soll keine Liebestränen vergießen vor einer Frau . . . An Marthe schreiben . . . nein, das wäre das Allerschlimmste! Was soll sie ihm antworten, falls er sich getäuscht hat, und wenn auch sie leidet, würde sie dann anklagend gegen ihren Vater auftreten?

Es dämmer, das Wetter ist trübe. Schwere, schwarze Wolkenzüge jagen am grauen Himmel dahin, wie eine phantastische, im Galopp auf den Feind stürzende Kavallerie. In dumpfen Stößen treibt der Wind die ausgetrockneten Samenkörner der kleinen Ulmen vor sich her. Am Fenster, die Stirne an die Scheibe gedrückt, sieht der Patensohn des Richters finster hinaus ins Freie, wo die ersten Regentropfen fallen und das Pflaster des Hofes mit unregelmäßigen Flecken bedecken.

Es klopfte an die Türe.

— Herein.

— Guten Abend, Charles, sagt Herr Lancien.

— Mein Onkel! ruft der junge Mann in höchstem Erstaunen aus.

— Ja, dein Onkel; sollte ich es zufälligerweise nicht mehr sein?

— Doch, doch, setzen Sie sich, bitte!

Sichtlich befangen setzt sich der Greis langsam und gemächlich in den von seinem Patentkind herbeigerückten Lehnstuhl.

— Ich komme, sagt er, wegen dieser langweiligen Schulgeschichte, von welcher, wie du weißt, in der letzten Sitzung des Schulrates die Rede war. Wie immer, geben die Eltern dem Jungen recht; der Lehrer will nicht nachgeben. Wir müssen uns deshalb dem Gesetze fügen und die Sache dem Ministerium unterbreiten, und dazu brauche ich das Protokoll.

— Hier, sagt Charles, indem er ein dickes Buch mit grünem Lederücken vom Gestell nimmt. Ich werde es Ihnen morgen zuschicken.

— Nein doch, laß sehen, was es sagt! Seinen Lehnstuhl dem Tisch, auf welchen das Dienstmädchen eben eine Lampe gestellt hat, etwas näher rückend, beginnt Herr Lancien im Register nachzuschlagen, um dann mit halblauter Stimme die letzten Seiten langsam durchzulesen.

Gut gemacht, mein Junge, mein Kompliment zu deiner Arbeit! Deine Schrift gefällt mir, man kann sie lesen; die jungen Leute von heutzutage schreiben wie Katzen: Aegyptische Hieroglyphen, Sarabanden von betrunkenen Ameisen; ein schönes Resultat der Stahlfedern! . . . . .  
(Fortsetzung folgt.)



## Reisebriefe aus dem fernen Osten.

Nachdruck verboten.

Von einer Zürcher Ärztin.

Beirut, Hotel Gasmann, 7. Juni 1897.

Lieber Max!

Nach einer herrlichen Siesta in dem kühlen Hotelzimmer, erhob ich mich neugestärkt zum 5 o'clock tea, den uns die Frau Professor wiederum eigenhändig auf ihrem Zimmer bereitete und servierte. Es war mir indessen von Dr M. in Damaskus ein Telegramm übermittelt worden, laut welchem ich bereits Morgen Abend dort erwartet wurde. Somit blieb mir für heute nicht mehr viel Zeit für Beirut übrig. Prof. S. schlug vor, daß wir zu Dritt noch für ein kleines Stündchen zum Leuchtturm hinunter fahren wollten, um dann den Rückweg zum Hotel längs des Meeres zu nehmen. Dem Kutscher wurde bedeutet, er bekäme einen Extra-Bakschisch, wenn er uns flott und rasch zum Leuchtturm hinunterfahre, hingegen dürfe er langsam dem Meere entlang zurückkehren. Verständnisinnig blizten uns seine schwarzen Augen aus dem gelben Gesicht entgegen. Sein Vehikel unterscheidet sich in keiner Weise von einer gewöhnlichen Mietskutsche, ja selbst die Säule gleichen trotz der Glasperlen, welche malerisch die struppigen Mähnen und Schwänze zieren, ganz den bekannten Berliner Droschkenmähren. Um so grotesker nimmt sich der morgenländische Kutscher aus. Sein helles, faltiges Gewand ist von einem kunstvollen Ledergurt zusammengehalten. Ein buntparbiger Turban auf dem schwarzen Krauskopf und rote Babuschen an den nackten Füßen vervollständigen seine orientalische Tracht. Die Kunst des Fahrens verstand er augenscheinlich. Mit Windeiseile ließ er unser schwerfälliges Gefährt über das holprige Straßenpflaster sausen. Es ist mir heute noch ein Rätsel, daß wir auf der belebten Straße Niemanden überfahren. Selbst die trägen Straßenhunde sprangen überrascht zurück vor den